

## Rezension

**Günter Brakelmann**, Helmuth James von Moltke 1907 – 1945, Verlag C.H. Beck, München 2007, 432 S., geb.;

**Günter Brakelmann/ Manfred Keller (Hg.)**, Der 20. Juli 1944 und das Erbe des deutschen Widerstands, LIT Verlag, Münster 2005, 260 S., geb.

Wenn Günter Brakelmann ein Buch für notwendig hält, schreibt er es gegebenenfalls selbst. Das gilt vor allem für seine Biographien, etwa die über Hans Ehrenberg, über Adolf Stoecker (s. meine Rezension in diesem Band) und jetzt Helmuth James Graf von Moltke. Schon in seinem Buch über „Die Kreisauer“ (2003; vgl. meine Rezension im Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte Bd. 99, 2004) hatte Brakelmann Moltke als protestantischen Märtyrer reklamiert und mehr Aufmerksamkeit für die „Laien“ im christlichen Widerstand der NS-Zeit verlangt. Das dort eindrucksvoll gezeichnete Kurzporträt führt er nun zu einem breiten Gemälde der Persönlichkeit und Widerstandstätigkeit Moltkes aus. Er geht dabei chronologisch vor; minutiös reiht er Detail an Detail und zeichnet so ein dichtes Bild dieses erstaunlichen Mannes. Auffallend und aufregend die vielen Kontakte, die Moltke in Deutschland, England, Südafrika und darüber hinaus besaß; er muss ein wahres Kommunikationsgenie gewesen sein. Die Fülle der Fragen und Probleme, mit denen sich Moltke lesend und arbeitend auseinander setzte, erstaunt und verblüfft immer wieder und immer mehr: von der Agrarwirtschaft, die der schlesische Gutsbesitzer zur Verbesserung seiner Landwirtschaft brauchte, über die Arbeitslosenfrage (schlesische Arbeitslager) bis hin zur Jurisprudenz des Rechtsanwalts und zum Völkerrecht, für das er im Oberkommando der Wehrmacht zuständig war. Hier versuchte er, im brutalen Geschehen des Zweiten Weltkrieges wenigstens Reste eines zivilisierten Umgangs mit den besiegten Völkern aufrecht zu erhalten. Daneben befasste er sich mit philosophischen und religiösen Fragen, nicht nur abstrakt, sondern getrieben von der Notwendigkeit, dem Nihilismus der Nationalsozialisten ein eigenes Konzept der abendländisch-christlichen Kulturtradition entgegen zu stellen. Seine Stellung in der Abteilung Abwehr des Admirals Canaris gab ihm in Berlin die Gelegenheit, immer weitere Kontakte zu knüpfen. Dazu trugen auch die „konspirativen Staatsreisen“ nach Belgien, Frankreich, Skandinavien und Istanbul bei. So fand Moltke sowohl im Inneren der nationalsozialistischen Machtmaschinerie als auch im besetzten und neutralen Ausland

Mitstreiter im Kampf gegen das Regime, das ihm von Anfang an fremd war und dann immer furchtbarer wurde. Mit Peter Yorck von Wartenburg wurde er zur zentralen Figur des Kreisauer Kreises, so benannt nach dem heimatlichen Gut, wo sich die Gesinnungsgenossen zur Arbeit an einer zukünftigen Neuordnung Deutschlands trafen. Brakelmann beschreibt deutlich die Schwierigkeiten, so unterschiedliche Leute aus verschiedenen Lagern (Adel, Militärs, führende Beamte, Gewerkschaftler, evangelische und katholische Christen u.a.) auf eine gemeinsame Linie zu bringen und zu Kompromissen zu bewegen, die Moltkes ganzes Vermittlungstalent forderten. Natürlich halfen Moltke sein Name und seine Weltläufigkeit, aber auch immer ein persönliches Charisma und eine tiefe Bildung, die seine Zeitgenossen beeindruckten.

Betrachtet man die vielen Gespräche, Briefe und schriftlichen Ausarbeitungen, die Moltke und seine Freunde produzierten, erhebt sich unweigerlich die Frage, wie denn die Kreisauer sich die Umsetzung vorstellten. Während etliche Kreisauer die Verbindung zum militärischen Widerstand des 20. Juli fanden, lehnte Moltke selbst den Tyrannenmord ab. So blieb ihm nur die Hoffnung auf einen Staatsstreich oder die deutsche Niederlage im Krieg. Auffallend auch, welche wichtige Rolle die Kirchen in den Überlegungen der Kreisauer spielten. Heute wird in öffentlicher Meinung und wissenschaftlicher Diskussion die Rolle der Kirchen im „Dritten Reich“ ja eher als eine verhaltene angesehen: mehr Anpassung als Widerstand, mehr Selbstbewahrung als Einsatz für Verfolgte, mehr Diplomatie als Einstehen für die Gebote des Christentums. Das mag auf die Organisation Kirche auch zutreffen, übersieht aber den Einsatz vieler engagierter Christen als Einzelpersonen. Moltke suchte die Kontakte zu den Bischöfen Preysing, Gröber, Faulhaber und Wurm, er fuhr mit Bonhoeffer zu Bischof Berggrav nach Oslo, mit dem Jesuiten Alfred Delp verband ihn bis zum gemeinsamen Tode ein engagierter Dialog. Für eine neue Ordnung Deutschlands nach Krieg und NS-Diktatur erschien die Mitarbeit beider Kirchen unverzichtbar, und hier, im Kreisauer Kreis, ergab sich jene ökumenische Kooperation zwischen einzelnen Christen unterschiedlicher Herkunft, die ansonsten trotz der gemeinsam empfundenen Bedrohung nicht zustande kam.

Brakelmann, der an anderer Stelle Moltke als zunächst „Milieuprotestant“ bezeichnet, beschreibt auch seinen Weg zu einer tief empfundenen neuen religiösen Bindung. War es in der Verschwörung des Kreisauer Kreises die unabweisbare Notwendigkeit, auf christlich-humanitärem Gedankengut aufzubauen und die Unterstützung der Kirchen zu gewinnen, so kam in der Haft das persönliche Erleben von Trost und innerer Befreiung

hinzu. Moltke las die Bibel und Luthers Schriften und er genoss die wenigen Kontakte mit den Mitgefangenen Gerstenmaier und Delp. Dass Freisler ihn vor dem Volksgerichtshof vor allem wegen seiner Kontakte zur katholischen Kirche angriff, ihn also in seinem Christsein zu treffen suchte, bereitete ihm letztlich eine tiefe Genugtuung und gab ihm die Sicherheit, im Vertrauen auf Gott Todesurteil und Hinrichtung anzunehmen. Hier gewinnt Brakelmanns Anspruch, Moltke als protestantischen Märtyrer zu sehen, Sinn und Gestalt.

Brakelmanns Buch endet mit dem Tod Moltkes. Noch einmal zusammenfassend seine Rolle im deutschen Widerstand zu skizzieren und über seine Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte zu schreiben, ist Brakelmanns Sache nicht. Präzise und detailliert hat er die Lebensgeschichte Moltkes geschrieben – eine komplizierte Biographie, die sich mit vielen anderen überkreuzt und verbindet. Hier liegt der hohe Wert des Buches, das eindrucksvoll die Szenen eines zeitlich kurzen, aber an Begegnungen, Erlebnissen, Erfahrungen und Tätigkeiten unendlich reichen Lebens aufblättert und damit gleichzeitig einen Blick freigibt auf genutzte und ungenutzte Möglichkeiten des deutschen Widerstands und seiner Protagonisten.

Bereits 2005 haben die beiden Westfalen Günter Brakelmann, Bochumer Emeritus, und Manfred Keller, der verdienstvolle Leiter der Ev. Stadtakademie Bochum, einen Sammelband zum 20. Juli und dem Erbe des deutschen Widerstands vorgelegt, der die Vorträge einer Bochumer Veranstaltungsreihe zum 60. Jahrestag des 20. Juli im Jahre 2004 noch einmal zusammenträgt. Zwar war der 20. Juli der Anlass und steht deshalb auch im Titel dieses Buches, doch umfasst es ein weitaus größeres Spektrum als nur den Verschwörerkreis des 20. Juli. Um gleich an das Vorangesagte anzuknüpfen: Brakelmann weitet seine These von Moltke als protestantischem Märtyrer hier auf den „Kreisauer Kreis als christliche Widerstandsgruppe“ aus. Moltke und Yorck von Wartenburg hätten im NS-System klar den Bruch mit der europäischen christlich-humanistischen Tradition und einen radikalen Angriff auf Glaubensinhalte und ethisch-moralische Kriterien des Christentums erkannt. „Kreisau' ist permanenter Dialog, ist persönliche und sachliche Konsensfindung“ (S. 67). Zu diesem Konsens gehört auch die Bejahung von Religion und Kirche; das Schaubild Brakelmanns auf S. 70/1 über Zusammensetzung und Verbindungen des Kreisauer Kreises macht die Bedeutung gerade der beiden Konfessionen in diesem Kreis deutlich. Brakelmann stellt „nachweisbare geistig-religiöse Veränderungsprozesse“ in den Kriegsjahren bei den Mitgliedern des Kreisauer Kreises fest: totaler Krieg und Massensterben ließen viele

nun die Religion als Hilfestellung für die eigene Existenz neu erfahren. Staat und Kirche sollten in einer neuen Ordnung getrennt, aber aufeinander bezogen existieren; Kirche und Arbeiterschaft sollten in bewusster Partnerschaft den Neuanfang gestalten – eine „Kombattantenschaft“, wie Brakelmann schreibt, die der Kreisauer Kreis vorlebte.

Verschiedene Biographien, gemeinsame Ziele: das könnte als Motto über den biographischen Beiträgen stehen. Brakelmann hat schon hier – wie in seinem späteren Moltke- Buch – die Partnerschaft zwischen Moltke und Delp, dem Protestanten und dem Katholiken, in Haft, Prozess und Tod beschrieben – eine Partnerschaft, die im Gefängnis zu einer christlichen Gemeinschaft führte. Des weiteren behandeln Peter Steinbach und Johannes Tuchel den Einzeltäter Georg Elser, Hans Mommsen Ludwig Beck, Carl Goerdeler und Julius Leber, Peter Steinbach Wilhelm Leuschner und Peter Hoffmann Stauffenberg und Tresckow. Seine Predigt im Gedenkgottesdienst zum 20. Juli hat Manfred Keller ebenfalls Henning von Tresckow gewidmet.

Diese Biographien ordnen Johannes Tuchel und Traugott Jähnichen vorab grundsätzlicher ein: Tuchel, Leiter der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand, schreitet in „Personen und Positionen im Widerstand gegen die nationalsozialistische Diktatur“ das gesamte Spektrum des deutschen Widerstands aus und versucht, trotz aller Heterogenität gemeinsame Überzeugungen, Motive und Zielvorstellungen zu formulieren: Wiederherstellung des Rechtsstaates, Bestrafung der „Rechtsschänder“, Wiedergutmachung des Unrechts, schnelle Beendigung des Krieges, neue Friedensordnung im Rahmen einer europäischen Konföderation. Im Einsatz für Menschenwürde und Menschenrechte, für Rechtsstaat, Frieden und eine gerechte Wirtschaftsordnung sieht Tuchel den „Sinn im Scheitern“ der Widerstandsbewegung.

Traugott Jähnichen, Nachfolger Brakelmanns auf dessen Bochumer Lehrstuhl, zeichnet ein differenziertes Bild des Verhaltens der Bekennenden Kirche gegenüber dem Nationalsozialismus in „Selbstbehauptung – Protest – Widerstand“. Und er konstatiert auch das Gefälle innerhalb dieser Reihenfolge: Die Selbstbehauptung gelang trotz aller Repressalien und Bedrohungen der evangelischen Kirche und ihren Gemeinden noch am ehesten, der Protest war – von mutigen Einzelgängern abgesehen – schon verhaltener und beschränkte sich weitgehend auf eine erfolglose „Eingabepolitik“ evangelischer- wie katholischerseits. Auf den Bekenntnissynoden gefundene und mutig formulierte Einsichten – Jähnichen weist mit Recht auf die letzte Bekenntnissynode der Altpreußischen Union 1943 in Breslau hin, wo man sich angesichts des Massensterbens

und Massenmordes im Krieg mit dem 5. Gebot „Du sollst nicht töten!“ befasste – wurden dann eben doch nicht laut und entschieden genug vorgetragen und konsequent befolgt. Bonhoeffer, den auch Jähnichen als Kronzeuge des christlich motivierten Widerstandes aufführt, ist nun aber eben doch die Ausnahme und steht außerhalb der Bekennenden Kirche. So bleibt die Bilanz, die Jähnichen zieht, gezwungenermaßen eine gemischte: Die Bekennende Kirche habe dazu beigetragen, „die äußeren Voraussetzungen für eine geistige Gesamtorientierung breiter Bevölkerungsschichten in deutlicher Dissidenz zum Nationalsozialismus zu erhalten“; zum aktiven politischen Widerstand hätten sich nur wenige entschieden. Mit Dissidenz, Selbstbehauptung und Protest hätte die Bekenntniskirche ein nicht zu unterschätzendes „Störpotential“ geschaffen und somit auch eine historische Funktion im und für den deutschen Widerstand gehabt.

Hervorzuheben sind noch die Beiträge von Ulrich Heinemann und Rudolf Tschirbs zur Rezeptionsgeschichte des Widerstands. Heinemann kommt zu einer sehr differenzierten Sicht der Rezeption des 20. Juli in der Nachkriegszeit. Einer quasi-offiziellen Mythisierung der Verschwörer des 20. Juli in Presse und Forschung stand ihre Ablehnung durch viele Deutsche als „Verräter“ gegenüber. Erst zu Beginn der 60er Jahre seien die Attentäter dann „Lichtgestalten, Persönlichkeiten ohne Fehl und Tadel“ geworden; alle übrigen Formen und Vertreter des Widerstandes seien dafür aus dem Blick geraten. In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre setzte dann eine kritische Umkehr ein: Die Nähe der Verschwörer des 20. Juli zu antidemokratischem und zunächst auch nationalsozialistischem Denken wurde stärker akzentuiert, dafür gerieten jetzt die anderen Widerstandgruppen und die „kleinen Leute“ mehr in den Fokus der Forschung. Das Bild wurde differenzierter, doch stellt der Autor eine erstaunliche Rückwendung zum Mythos nach der Wende 1989 fest. 1994 brach der Streit um die Würdigung des kommunistischen Widerstands durch die Berliner Gedenkstätte aus. Der 60. Jahrestag 2004 wird dann von Heinemann in öffentlicher Wahrnehmung und wissenschaftlichem Ertrag als enttäuschend charakterisiert. Immerhin: Es gab keine Diskreditierung mehr, das öffentliche Deutschland nahm geziemend von dem Jahrestag Kenntnis, und die Männer des 20. Juli – so Heinemann – wurden nicht mehr als reine Helden, wohl aber als „mutige und tatkräftige Menschen in ihrem Irrtum und ihrem Widerspruch“ – und in „Augenhöhe“ mit den anderen Widerständlern – für viele Deutschen akzeptabel.

Rudolf Tschirbs widmet sich einem besonderen und von vielen Historikern zu Unrecht übersehenem oder gar missachtetem Geschichtsmedium: dem historischen (Spiel)Film.

Voran gingen die Filme über Rommel (1952) und Canaris (1954), es folgten 1955 gleich zwei Filme über Stauffenberg: „Es geschah am 20. Juli“ (G.W. Pabst) und „Der 20. Juli. Das Attentat auf Hitler“ (Falk Harnack) – beide, im Gegensatz zu den Rommel- bzw. Canaris- Filmen, keine Publikumserfolge. Im Vergleich zieht Tschirbs zwei Fernsehfilme von 2004 heran: „Stauffenberg“ (Jo Baier, ARD) und „Die Stunde der Offiziere“ (Hans-Erich Viet, ZDF). Sein eigenes Urteil ist dabei nicht unbedingt das der Fernsehkritik, und er kommt auf die grundsätzlichen Probleme der Geschichtsdarstellung im Film zu sprechen: den Alleinvertretungsanspruch der Geschichtswissenschaft und die erweiterte Auffassung von Authentizität im neuen Medium. Tschirbs plädiert grundsätzlich (und mit Recht) für die künstlerische Gestaltungsfreiheit des Films, der über die historische Akkuratess hinaus zu einer eigenen inneren Wahrheit der Darstellung kommen könne.

Der Sammelband ist, auch wenn er in manchem keine neuen Erkenntnisse bringt, doch als Ganzes ein lesenswerter Überblick über den deutschen Widerstand und bringt vor allem in den Beiträgen von Heinemann und Tschirbs über den 20. Juli im kommunikativen Gedächtnis der Deutschen einen bedenkenswerten und weiter zu verfolgenden neuen Ansatz.

Bernd Hey